



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rietschels Goethe und Schiller.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

nun einmal ist, von einer doppelten Basis aus agiren, nämlich direct von den britischen Häfen aus seine Rüstungen einleiten. Dennoch genießt es schon jetzt großer Vortheile. Auf Grund der weitschauenden Politik, welche seine Agenten zu handhaben verstehen, hat es am ganzen Südrande Persiens, zuweilen auf den dort gelegenen Inseln festen Fuß zu fassen gewußt, und sich zugleich der Freundschaft eines Araberscheiks, des Imam von Maskat, zu versichern verstanden, der, weil er Herr auf beiden Gestaden des persischen Busens ist, in dieser Frage die wichtigste Stellung einnimmt. Die Dynastie dieses Imam von Maskat wurde durch den Sultan Amurad III. gestiftet, und es ist neuerdings Gewicht auf diesen Umstand gelegt worden.

Das Lebensverhältniß nämlich, in welchem die Scheiks in dieser Hinsicht zum Padischah der Osmanen standen, war von jeher weniger als ein nominelles, und es ist Thatsache, daß sie seit lange keinen Tribut entrichteten. Dagegen war wegen ihres Besitzes der persischen Uferdistricte Gernmafir und Moghistan eine Vasallenschaft in Bezug auf den Schah anerkannt. Der Imam von Maskat entrichtete an den in Schiras residirenden persischen Statthalter jährlich die unbedeutende Summe von tausend Tomans. Jetzt hat der Imam an den persischen Satrapen in Schiras, Fürst Lamas Mersai, geschrieben und ihm den Tribut von tausend Tomans gekündigt, und hat auch an den Sultan einen Brief gerichtet, in welchem er ihn als seinen weltlichen und geistlichen Herrn anerkennt — selbstredend beides auf Rath der britischen Residenten in Bunder Abassii und Maskat. So geräth die Pforte zur persisch-britischen Streitsache in eine neue Stellung, und wird möglicherweise activ werden. Dies war Gegenstand mehrerer Ministerberatungen in Konstantinopel und die Aussicht auf eine bedeutende Gebietsverweiterung wird von den osmanischen Staatsmännern nicht ohne eine lebhafte Freude begrüßt. Es handelt sich um Zerstücklung des persischen Reiches, um Losreißung des Südens vom Norden, und um Formirung eines neuen, zur Pforte in ein Lebensverhältniß zu stellenden Staates unter der directen Regierung des Imam von Maskat. Durch diesen Staat sollen die englischen Verbindungslinien mit Indien laufen.

### Rietschels Goethe und Schiller.

Auch in diesem Bl. ist mehr als einmal über die Vorwürfe gesprochen worden, welche gegen die Verfechter des modernen Costüms in der Sculptur, erhoben werden. Der Streit über dieses Thema ist noch lange nicht ausgekämpft. Man hat

bei der Bewerbung um die Nietschel zugefallene Aufgabe gesehen, wie scharf die Ansichten über Toga und Ministerfrack sich schieden. Der Kampf wird voraussichtlich jetzt, wo das kolossale Doppelmodell in Dresden ausgestellt ist, von neuem beginnen. Es mögen hier einige Bemerkungen über dasselbe niedergelegt werden.

Die Stellung beider Statuen ist folgende. Dem gegenüberstehenden Beschauer zur Linken: Goethe. Er trägt den Ministerfrack — nach König Ludwigs Ausdruck: den Degenrock — versteht sich ohne Degen und ohne Orden, kurze Beinkleider, Schnallenschuhe, und was sonst den coursfähigen Anzug vollendet. Er blickt gerade aus, etwas nach rechts gewandt; die Rechte hält gebogenen Arms den Lorbeerfranz, wie im Begriff, ihn dem Freunde zu nähern; die Linke kommt auf Schillers rechter Schulter zum Vorschein, wie das Bedürfnis eines zutraulichen Zusammenhangs ausdrückend. In gleicher Größe neben ihm steht Schiller. Der weit offene Rock reicht bis an die Wade herab. Jabot und Weste sind ohne Spiegeleinsur angethan, die Westenkнопfen haben wol gar falsche Knopflöcher gefunden. Auch er trägt Kniehosen und Schnallenschuhe. Die niederhangende Linke hält eine Rolle Papier. Die Rechte strebt dem ihm gebotenen Lorbeerfranze entgegen, weniger um ihn zu ergreifen, als um das geistige Band zwischen ihm und seinem Darreicher auch körperlich darzuthun, während der mehr von dem Freunde abgewendete Kopf in seinem Emporblicken erkennen läßt, wie der durch den Lorbeer angeregte Gedankenflug die geistige Bedeutung des Moments erfaßt, und den Stoff schon halb aus den Augen verlor.

Schillers Haltung ist bewegter als diejenige Goethes; er ruht nur vorübergehend auf dem rechten Fuß und ist wie im Ausschreiten begriffen. Bei Goethe bietet die rechte Seite auch den Ruhepunkt, doch hat er schon festen Stand gewonnen. Der eine ist noch im vollen, aufreibenden Streben, der andere fußt bereits auf sicher erobertem Gebiete. Den einen ziehts unwiderstehlich empor und seine Adlernase gemahnt an „das Wittern geistiger Morgenluft;“ der andere ist sich des engern Zusammenhangs mit der Erscheinung, mit dem sinnlich Greifbaren bewußt und findet das Gold, dem er geistig nachstrebt, nicht an den Rändern goldgesäumter Wolken.

Der Altersunterschied von zehn Jahren ist festgehalten; Schiller mag im Alter von vierzig Jahren gedacht werden, Goethe als Fünfsziger.

Was die Zeichnung, die Schönheit der Linien betrifft, so ist, von der Vorderseite aus, die angestrebte Einheit vollkommen erreicht; von der Seite betrachtet geht diese Einheit, nicht zum Nachtheil des Gesamteindrucks, in Mannigfaltigkeit über. Die Rückseite dagegen ist von dem Künstler, wie er es schon durch die Aufstellung des Modells hart an der Wand andeutet, von vornherein aufgegeben worden. Der lange Rock des jüngern Dichters konnte

unmöglich, von hinten gesehen, zu irgend malerischer Wirkung gebracht werden; der Tract natürlich noch minder. Wir hören, daß hinter dem Denkmal an dem Orte seiner Bestimmung in Weimar ein Raum von etwa zehn Schritten frei bleibt. Es wird sich vielleicht dieser Raum im Interesse des Bildwerks verringern lassen.

Die realistische Auffassung beider Männer beschränkt sich, wie man nach vorstehender Skizze schon sieht, im Wesentlichen auf die Kleidung. Der Körperfülle Goethes ist etwas genommen, und wenn er im zweiten Theil des Faust die magern Leute mit den Worten verspottet:

Was fängt der an, der magre Thor?

Hat so ein Hungersmann Humor?

so traut man dem Goethe Nietschels in dieser Angelegenheit noch keine Parteilichkeit zu. Ebenso ist die Magerkeit Schillers gemäßigt, und seine schlanke Gestalt entstellt keine Ungleichheit der Schultern.

Daß Goethe mehr etwas Zugeknöpftes, gegen kein Formengesetz Verstößendes hat und selbst den Zwang der Geheimrathshalsbinde gern hinnimmt, während Schiller mit entblößtem Hals und nachlässiger Kleidung, den Rock weit offen, alles modischen Zwanges spottet, alles dies dient dazu, ohne Uebertreibung das fein durchdachte Porträt beider Männer auch in äußeren Zügen untergeordneter Art der Wahrheit möglichst nahe zu bringen. Obschon das Wesen Goethes sowol wie Schillers heutzutage den Gebildeten der Nation in vielen Einzelheiten vertraut ist, und man deshalb auch dem Künstler, der sie darstellt, nichts Großes nachrühmt, wenn man ihm diese Detailkenntniß in erster Linie zuerkennt, so darf man doch nicht vergessen, daß sich ein Märchen leichter schreibt, als ein Blatt moderner Geschichte, und daß feines Gefühl und hohe Bildung allein im Stande sind den Preis davon zu tragen, wo so viele Kritiker zu Gericht sitzen.

Hierbei wird sich übrigens diejenige Partei, welche auf Goethe schwört nie ohne gewisse Vorbehalte ihre Zustimmung entlocken lassen. Man hat zwar nicht danach zu fragen, ob Goethe selbst mit diesem Modell zufriedener gewesen wäre, als er es in Wirklichkeit mit dem nicht zur Ausführung gelangten ersten frankfurter Entwurf zu einem Einzelstandbilde war, ja ob er nicht gern zugestimmt hätte, wenn man die vorhandenen Subscriptionsgelder, wie bei jenem frankfurter Versuch, ihm in Champagner übersandte, statt sie in münchener Bronze umzuschmelzen. Selbst diejenigen, welche für die Wahl der Costüme die Wahrscheinlichkeit anführen, daß Goethe, wenn befragt, sich als Minister, Schiller sich als Weltbürger d. h. im täglichen Rocke, hätte darstellen lassen, selbst diese Fürsprecher der durchgedrungenen Auffassung bringen Dinge in Frage, welche für den Werth des Kunstwerks in den Augen der Gegenwart gleichgiltig sind, ganz abgesehen davon, daß weder der eine noch der andere,

im heftigen Gracifiren begriffen, dem modernen Costüm überhaupt zugestimmt haben würde. Die naturalistische Richtung hat ihre große Berechtigung, und wir haben weder Hackert noch Angelica Kaufmann, trotz Goethes Belobung, vor Veraltung gesichert gesehen; ebensowenig ist Goethes Ansicht von der Sculptur ein für uns in allen Punkten maßgebender Kanon. Wie wir ihn selbst darstellen, geht uns allein an.

Etwas Anderes ist's, wenn wir fragen, ob beiden Dichtern in diesem Bilde gleiche Gerechtigkeit widerfährt. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir mehr den Goethe-Schiller Briefwechsel, in Bronze dargestellt, darin suchen sollen, als eine durch die Kunst veredelte Auffassung beider Dichter in ihrer Bedeutung an sich. Jener Briefwechsel und jenes Freundschaftsverhältniß sind ohne Zweifel einer solchen Verewigung werth; wir haben kein geistiges Bündniß, das nachahmungs- und deshalb verherrlichungswürdiger wäre, als das Zusammenstehen dieser Fürsten im Reiche der Gedanken. Glücklich die Zeit, welche dieses Anblicks sich freuen durfte, glücklich die Nation, welcher solches Beispiel als Vermächtniß für alle Zeiten bleibt.

Dies auch äußerlich durch die Kunst zu verewigen, war deshalb ein edler Plan, und jede Anstrengung, welche ihm bereits zum Opfer gebracht wurde, lobt der hohe Zweck, dem sie sich weihte. Aber ob sich die geistige Bedeutung dieses Bündnisses in den Fesseln der historischen Treue, d. h. des Realismus, nicht nothwendigen Beschränkungen unterworfen sah, Beschränkungen, die dem Jüngern zu Gute kommen, den Aeltern aber benachtheiligen mußten, diese Frage bejaht, so will's uns scheinen, die riettschelsche Arbeit, wie wir sie vor uns sehen. Ja Goethe war Minister und verleugnete nicht manche Schattenseiten Hofmäßiger Gewohnheiten, aber Schiller gegenüber war ers nicht; da war er der vorurtheilsfreie, allem Ceremoniell fernstehende Dichter des Wilhelm Meister, der dem Freunde zurufen konnte: der Dichter erfreut sich nun einmal hienieden „des besten Zustandes, den Gott den Menschen hat gönnen wollen.“ Ja Goethe war dem gothaischen Kalender nach zehn Jahre älter als Schiller, aber diesem gegenüber war er es der Jugendfrische nach nicht; er war der grüne, gesunde Baum, Schiller der unheilbar dahinstechende; seine Rechtfertigung der Schwächen im Wallenstein: sie seien rein pathologische, durch Schillers Körperleiden bedingte, diese Rechtfertigung zeigt, wie jung der ältere Dichter dem jüngern gegenüberstand. Ahnen wir unter dem Ministerrocke das lebensfeste und daseingenießende Herz, welches die römischen Elegien eingab, — die damaligen poetischen Gaben Goethes zu den Horen?

Je mehr wir fragen, desto mehr bringt uns das realistische Wiedergeben der Persönlichkeiten ins Gedänge; wir sehen immer Schiller und Goethe vor uns, aber wir empfinden nicht vollkommen, was sie geistig zusammenhielt, was sie uns waren, wie sie sich innerlich zueinander verhielten.

Alle diese Bedenken verdanken ihren Ursprung in nicht geringem Maße dem Zwange, welchen das Material des Modells auf den Beschauer übt. Wir haben Gips, also scheinbar Marmor, vor uns, und sollen danach ein Metallbild beurtheilen. Wäre es thunlich gewesen, den Gips zu bronzen, so war der Künstler in vielen Dingen im Recht, wo ihm jetzt der Gips Unrecht gibt. Der Marmor hat durchweg andere Bedingungen als die Bronze, wie die Poesie nach Schillers Ausspruch bei der Rhythmisirung des Wallenstein andere Motivirungen verlangt, als die Prosa.

Es ist nicht nur gestattet, es ist sogar durch den Stoff geboten, im Metall dem Realismus näher zu bleiben, als in der alles vergeistigenden Masse aus Carrara. Ein endgiltiges Urtheil über diese mächtige Arbeit schon jetzt zu fällen, würde deshalb über die Grenzen der Ahnungsfähigkeit hinausführen. Ist der Guß gelungen, so kommen noch die Bedingungen in Betracht, welche der künftige Standpunkt des Monuments dem Künstler aufnöthigte. Aber zu keiner Zeit ist die Aufgabe eine müßige, sich Rechenschaft zu geben über das, was ein bedeutender Meister zu unserer Beurtheilung hinstellt, zumal der Unterschied in den Voraussetzungen des Materials den wenigsten Beschauern vertraut ist, und die Verwirrung der Kunstbegriffe leichter zu- als abnimmt.

Sollen wir mit einer heitern Stimmung von dem erdrückenden Genuß dieses Kolossalbildes im Rahmen des viel zu engen Ateliers Abschied nehmen so mögen Goethes köstliche Worte hier noch Platz finden, die er zwar nicht plastisch verstanden hat, die indessen andeuten, wie er das Zusammenstreben mit dem gleichgesinnten Freunde in ebenbürtigem, nicht durch Alter oder Rangunterschied beeinträchtigtem Wettstreit auffaßte.

„Daß man uns in unsern Arbeiten verwechselt,“ schreibt Goethe an Schiller, „ist mir sehr angenehm; es zeigt, daß wir immer mehr die Manier los werden und ins allgemeine Gute übergehen. Und dann ist zu bedenken, daß wir eine schöne Breite einnehmen können, wenn wir mit einer Hand zusammenhalten, und mit der andern so weit ausreichen, als die Natur uns erlaubt hat.“

Und hier tritt die Frage wieder in den Vordergrund, ob die realistische Auffassung nicht nothwendig den Aeltern beeinträchtigen, verkleinern mußte? Das Ausruhen, die Sammlung ist ein würdiger Vorwurf für die Sculptur, aber wo Ruhe und Bewegung zusammenkommen, wird die letztere immer unser Interesse gefangen nehmen. Das Sichere, Festfußende übt nicht geringe Beruhigung auf uns; aber dem Streben, dem Ringen gegenüber läßt es uns theilnahmslos. Der gerechtfertigte Besitz, der gesicherte Erfolg sind uns Erscheinungen wohlthuender Art; aber erst die Reflexion vermittelt ihre Rechtfertigung, während uns das Kämpfen um den Preis mit Gewalt zur lebendigen Parteinahme auffordert. Diese Einwirkungen, denen wir uns nie verschließen

können, so oft ein Bildwerk auf uns wirkt, schließen nicht die Möglichkeit aus, einen Doppelplan dieser Art zu der harmonischsten Wirkung zu verschmelzen, wohl aber wird es schwer halten, den einen Theil nicht vor dem andern auszuzeichnen, Gerechtigkeit gegen beide zu üben, wie das hier ohne Zweifel dem Künstler angelegen gewesen sein muß.

Zu den Beeinträchtigungen, welche eben in dieser Richtung das Costüm mit sich bringt, gesellt sich noch der Umstand, daß die Jupitergestalt Goethes längst in den Augen aller auf so hohem Untergerüste steht, daß wir sie auf ebner Erde nicht wiedererkennen. Goethe hat nun einmal durch unzählige Eigenschaften, von denen gar manche ihm nicht besser stehen, als die Menschlichkeiten des Vaters der Götter, eine Verwandtschaft mit dem olympischen Donnerer erlangt, die wir nicht ohne Widerstreben opfern. Aber so wenig die Alten in großen Sculpturen den Apoll an die Seite des Zeus stellten, ebenso wenig ist es uns geläufig, uns Goethe gleicher Höhe und auf gleicher Erde neben einem andern zu denken, und wenn er uns als Theil eines Ganzen im Bildwerk entgegentritt, so werden wir auch deshalb das Gefühl haben, daß er nicht zu seinem Rechte kommt.

## Das Christenthum und die freie Gemeinde.

Königsberger Sonntagspost für Religion, öffentliches Leben, Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Julius Rupp.

Schon mehrmals haben wir uns in Bezug auf die freien Gemeinden dahin ausgesprochen, daß wir die Hoffnungen der Stifter derselben nicht theilen, daß wir nicht glauben, auf diesem Wege könne eine Reform des Christenthums und eine Ausgleichung der christlichen Lehren mit der aus anderer Quelle hergeleiteten Ueberzeugung hervorgehen. Das vorliegende Blatt gibt uns Veranlassung, auf eine freie Gemeinde einzugehen, die sich von den Gesellschaften ähnlicher Art sehr wesentlich unterscheidet, und der Unterzeichnete benützt dieselbe um so lieber, weil er dabei zugleich seine Pietät gegen einen ehemaligen verehrten Lehrer aussprechen darf, an dessen geistvolle Anregungen sich wol seine sämtlichen Schüler mit lebhafter Theilnahme erinnern werden. Bei dem Princip, das er auch in dieser Zeitschrift vertritt, dem Princip der freien, voraussetzungslosen Forschung, wird Julius Rupp ein polemisches Auftreten gegen die Resultate seines Nachdenkens nicht nur begreiflich, sondern auch erfreulich finden.

Die ernstesten politischen Ereignisse, die wir seit den letzten Jahren erlebt, Grenzboten. I. 1857.